

Ein Ausflug nach Ferrara [Schluss folgt]

Autor(en): **Hofmann, R.E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **11 (1907-1908)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Ja“, machte das Kind, ihm mit heiliger Einfalt in die Augen blickend, „ich und das Marieli sagten gestern auch zur Mutter: Ach Mutter, wie habt Ihr nur so einen heiraten können.“

Da ließ er den Kopf hängen und sagte dann: „Jetzt soll es anders werden, der liebe Gott hat mich über Nacht aus einem armen Teufel zu einem reichen Menschen gemacht.“

„Ja eben“, sagte das Anneli und bekam zündrote Wangen, „jetzt hätt' ich's bald vergessen, Vater und ich hab doch deswegen nach Euch auslaufen müssen: Denkt Euch Vater, in der Nacht ist die alte Base gestorben und nun habe alle Not ein Ende, sagt die Mutter.“

Da packte es den Franzsepp gewaltig an, er mußte aufschluchzen und die hellen Tränen rannen ihm in den Bart. Das Anneli aber meinte, die Trauer um die alte geizige Base sei schuld an seines Vaters Ergriffenheit.

„Vater“, hat es, „weint doch nicht so sehr! Die Hebamme hat gesagt, die Base sei gerade zur rechten Zeit gestorben, es sei das einzige gute Werk, das sie ihr langes Leben aus getan habe.“

Aber der Franzsepp schluchzte fort und dann ließ er sich todmüde auf einem Allmeindbrunnen nieder und vergrub das Gesicht in beiden Händen. Eine Weile stand das Kind stillschweigend bei ihm, aber als des Franzsepps Kopf immer tiefer sank, legte es ihm den Arm um den Hals und fragte zärtlich:

„Vater, tut Euch etwas weh, seid Ihr krank?“

Aufsprang der Franzsepp und sah mit schier aufjubelnden Augen sein Kind an.

„Ja“, machte er mit tränenerstickter Stimme, „ich bin schwerkrank gewesen, mein Schakeli, und fast wäre ich für immer und ewig gestorben. Aber über Nacht fiel mir ein Tröpflein Blut ins Herz und hat mich wieder gesund gemacht.“

„Was für Blut denn?“ wunderte mit offenem Munde und großen Augen das Anneli.

„Das Blut des Allerärmsten, des gekreuzigten Heilandes.“

Und er faßte sein Kind fast stürmisch an der Hand.

„Zur Mutter, zur Mutter!“ schrie er auf. „Die Arme soll es zuerst erfahren, wie reich mich Gott in dieser Nacht gemacht hat.“

Und sie eilten Hand in Hand über die Weid ihrem Häuschen zu.

Ein Ausflug nach Ferrara.

Wie dem Schiffer, der an einem klaren Sommermorgen über die im Meere versunkene Stadt Vineta hinfährt und unter sich in der Tiefe den Glanz ihrer Türme erblickt und leise Glockentöne aus dem Meeresgrunde zu

sich emporhallen hört, wird einem zu Mute, wenn man eine der kleineren italienischen Städte betritt, in denen sich vor Zeiten eine ungewöhnliche fürstliche Pracht entfaltete und die jetzt, abseits von der Sturmflut des modernen Lebens, beinahe vergessen dahinträumen und nur mit wenigen stolzen Überresten dem Wanderer, der sie besucht, von einer längst vergangenen und kaum wiederkehrenden Herrlichkeit erzählen.

Eine solche Stadt ist Ferrara, das in der lombardischen Ebene, zwischen Bologna und Venedig, auf dem rechten Ufer des Po gelegen ist.

Hier hatte im 15. Jahrhundert das gebildete und reiche Fürstenhaus Este durch gastfreundliche Aufnahme und Schutz, den es wohlhabenden Flüchtlingen und Verbannten aus anderen italienischen Städten und Staaten an seinem Hofe gewährte, durch planmäßige Erweiterung der Stadt und durch eine strenge wohlgeordnete Organisation des Steuerwesens das erste „Residenzvolk“ und „die erste moderne Stadt“ (Jakob Burckhardt) entstehen lassen! Hier lebten im 15. und 16. Jahrhundert am Hofe der Herzoge die großen italienischen Dichter Guarino, Bojardo, Lodovico Ariosto, Torquato Tasso, Giambattista Guarini u. a. m., die in ihren Gedichten den Ruhm ihrer Fürsten besangen und den Namen Ferraras und des Hauses Este mit ihren eigenen Namen unsterblich und weit über Italiens Grenzen hinaus bekannt gemacht haben!

Groß ist Florenz und herrlich, doch der Wert
Von allen seinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferraras Edelsteine nicht.
Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht —
Ferrara ward durch seine Fürsten groß.

Hier zündete sich froh das schöne Licht
Der Wissenschaft, des freien Denkens an,
Als noch die Barbarei mit schwerer Dämm'rung
Die Welt umher verbarg.

Hier ward Petrarch bewirtet, hier gepflegt,
Und Ariost fand seine Muster hier.
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.

So läßt Goethe in seinem Schauspiel „Tasso“ die Gräfin Eleonore von Scandiano zur Prinzessin Eleonore, der Schwester des Herzogs Alfonso II., sprechen. — —

Der Bahnhof von Ferrara liegt ziemlich weit außerhalb der Stadt und steht mit ihr durch eine breite schattenreiche Fahrstraße, die zu beiden Seiten von schattigen Fußwegen begleitet wird, in Verbindung. Die schmucken

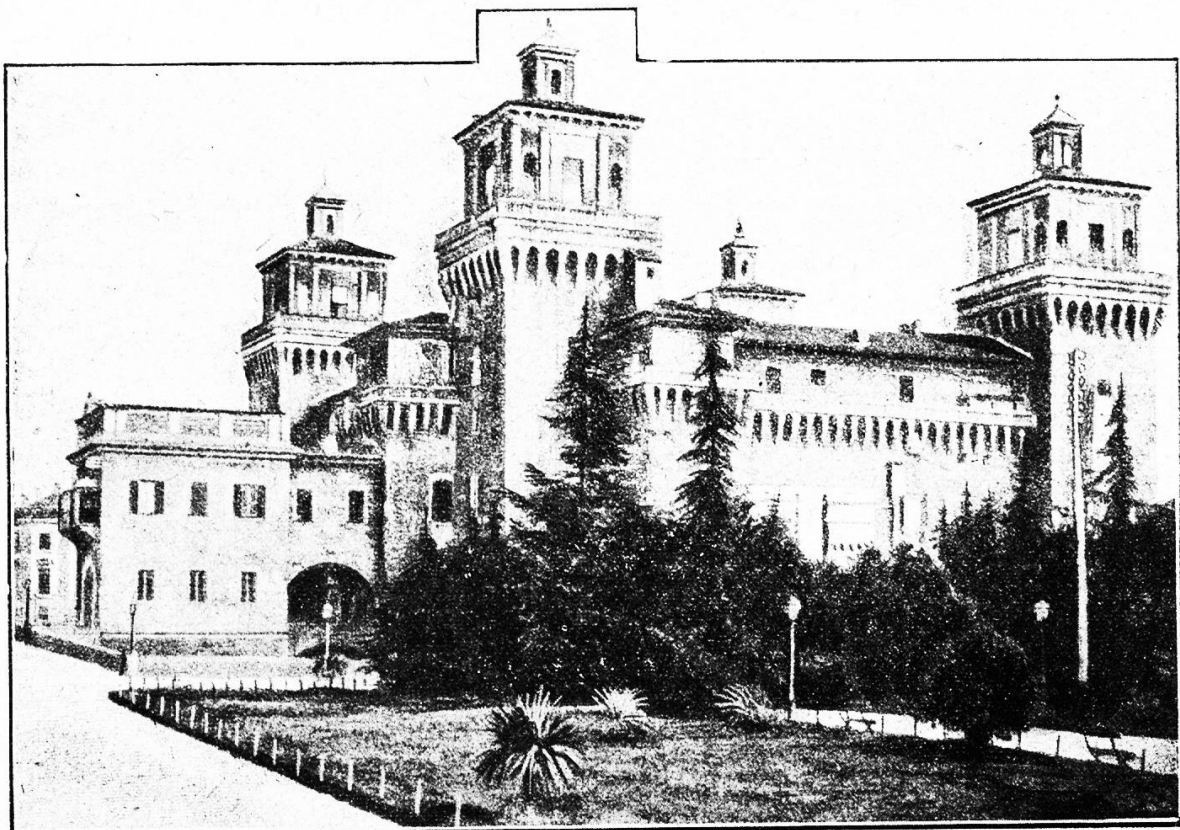
Baumkronen und blinkenden Stämme der Ahorne, zwischen denen man rechts auf eine unermesslich große Wiese, ein Exercierfeld, hindurchblickt, wo an jenem Sommermorgen, als ich Ferrara besuchte, lange Reihen großer weißer Stiere vor hochbeladenen Kanapa-Wagen aufgestellt waren, versehen einen von vornherein in die rechte feierliche Stimmung, diese Stadt zu betrachten. Sie wirken wie die Decke und die Säulen einer Tempelhalle, in der man dem Allerheiligsten, welches das Standbild der Gottheit barg, nahe.

Gerade vor einem der mächtigen Eingangstore der herzoglich-estischen, später päpstlichen und jetzt königlichen Schlosses machte unser Wagen halt. Es war gegen 11 Uhr vormittags. Wir traten aus dem Schatten des Wagens in den Sonnenglast hinaus — bei einer Hitze, daß es einem schien, man „höre“ die Glutpfeile der Sonne wie feurige Schlossen auf dem Dach und den Mauern des Schlosses und auf dem Kieselplaster des Platzes aufprasseln. Ich begriff, warum mich meine Genossen im Umsehen verlassen hatten, so daß ich, meinen eigenen Gedanken und Betrachtungen überlassen, ganz allein auf dem weiten, heißen Platze stand — vor einem der großartigsten Kastele, die ich auf meinen Italienfahrten je gesehen hatte!

Aus sumpfgrünem Wasser, das einen tiefen, mit starkem Mauerwerk eingefassten Graben anfüllte, hob es seine massiven, feuerroten Backsteinwände und Binnen übermächtig in den lichtblauen Himmel. — Je länger ich es betrachtete und ein Maß seiner Größe zu erlangen suchte, desto ungeheurer und trotziger wuchs es vor mir in die Höhe; und dabei blieb es doch mit seinen vier gewaltigen quadratischen Ecktürmen ein festes, in sich abgeschlossenes Ganzes — eine lebendige, architektonische „Persönlichkeit“.

Safrangelbe Leinwandgardinen waren, an Stelle von Läden vor den Fenstern aufgezogen und verwehrten dem Lichte den Zutritt zu den Sälen und Gemächern. Ich schritt über die festgemauerte Zugbrücke und durch einen gewölbten dunkeln Gang, der einzig von einem im Scheine einer Ampel glänzenden Madonnenbild (aus dem 13. Jahrhundert) belichtet war, in den Mittelhof, in welchem die Innenseiten des Gebäudes, ohne durch Säulen oder durch Anbauten gestützt zu werden, senkrecht wie die Wände eines riesigen Schachtes abstürzten. — Soldaten, die jetzt im Kastell einkaserniert sind, trieben sich im Hofe herum. Da ein Pförtner, der mich begleitet hätte, nirgends aufzufinden war, stieg ich allein die breite Innentreppe in dem Gebäude hinauf und genoß von dem hohen Fenster eines der oberen Stockwerke aus eine Aussicht, deren Größe und Glanz mir leicht über den Verdruß hinweghalf, einige Kunstwerke, die in den Schloßräumen erhalten sind, nicht sehen zu können.

Wer Italien nie im Sommer besucht hat, kennt nicht nur seine Hitze sondern auch seine malerische Pracht nicht! Denn in dieser Jahreszeit ergießt sich über jeden noch so verborgenen und verschlossenen Winkel dieses Landes



Das Kastell.

eine „flutende“ Fülle von Farbe und Licht! Dann erst ist Italien das Land, das die Phantasie der nördlichen Völker träumt — das „Land der Sonne“, an welchem diejenigen sich erfreuen, deren Auge „sonnenhaft“ ist — die Maler vor allem! Kein Wunder, daß Böcklin den Sommer allen übrigen Jahreszeiten in Italien vorzog! —

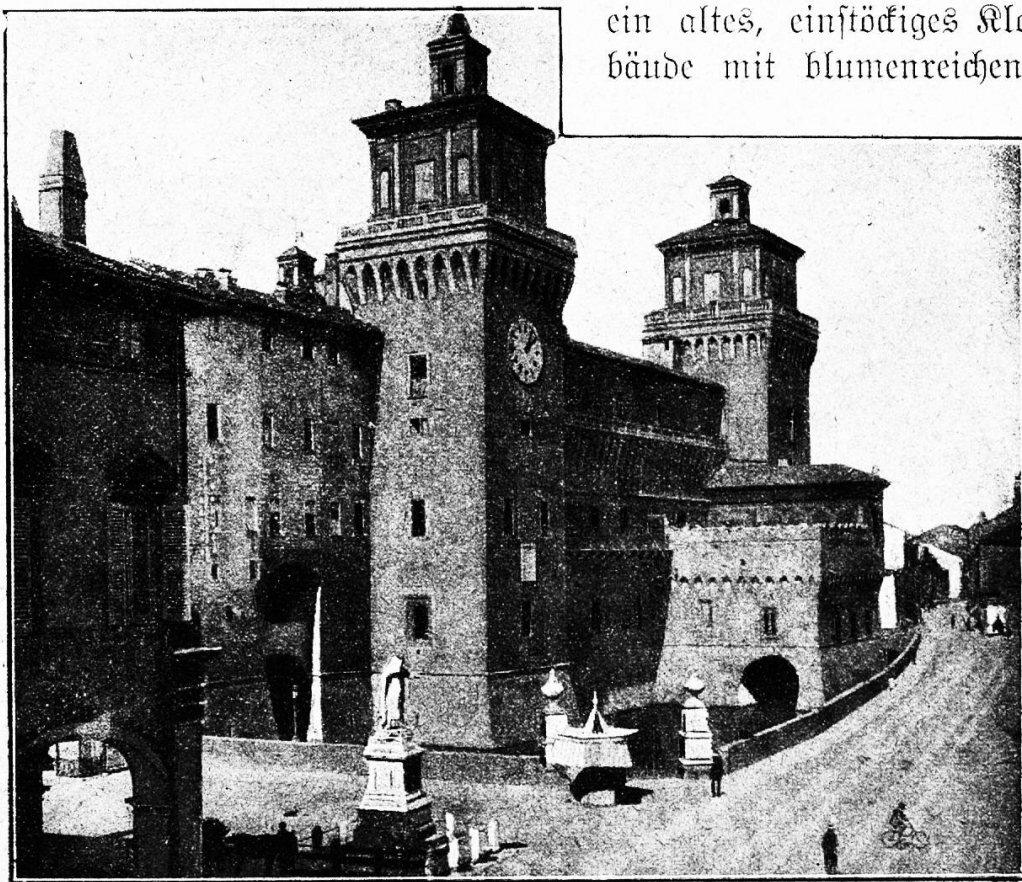
Die Aussicht auf das farbenglühende Ferrara rief mir aber auch in Erinnerung, daß die Reisenden, die in früheren Jahrhunderten Italien besuchten — und so auch Goethe, wie man sich in den Briefen an die Frau von Stein und in der „Italienischen Reise“ überzeugen kann! —, jedesmal, wenn sie in einer Stadt ankamen, als Erstes eine Anhöhe oder einen Turm bestiegen, um sich über die Lage der Stadt, über deren architektonischen Charakter und über den Lauf der Straßen zu orientieren und um so aus gegenständlicher Anschauung ein topographisches Gesamtbild zu gewinnen, ehe sie sich in die Betrachtung der einzelnen Bauwerke und Kunstdenkmäler einließen. Sie reisten als Künstler und konnten mit dem schwäbischen Dichter rufen:

Ich sah am liebsten hoch im Turm
Weit nach den blauen Landen,
Bin jauchzend bei dem lauten Sturm
Des Glockenschwungs gestanden . . .

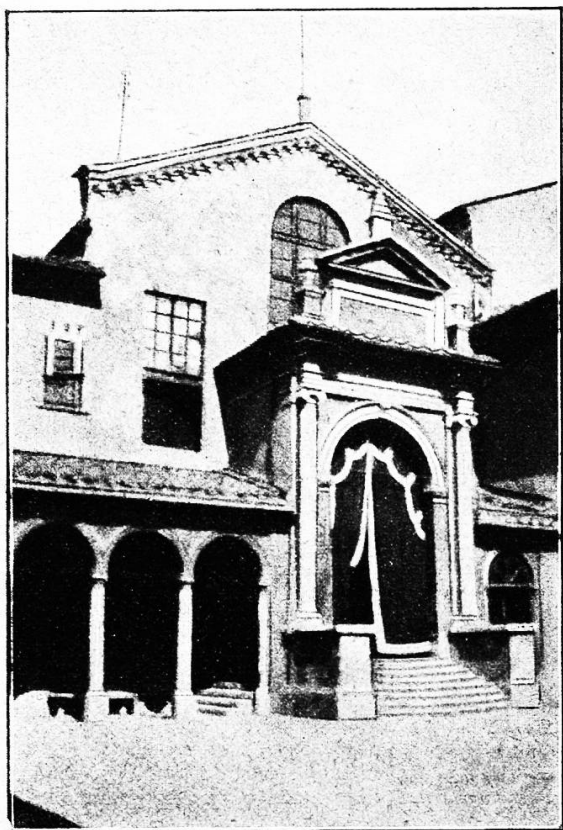
(F. G. Fischer.)

Nach dem K a s t e l l, das nach dem Markgrafen L e d a l d o d'Este, der es erbauen ließ, benannt ist, interessiert den Besucher Ferraras besonders das noch heutigentags als Krankenhaus benutzte, hübsche Ospedale di Sant' Anna, wo der geistesranke Dichter Torquato Tasso (lebte vom Jahre 1544 bis 1595) vom März des Jahres 1579 bis in den Juli 1586 in Haft gehalten wurde. Diese Strafe erduldet der berühmte Dichter der „B e f r e i u n g J e r u s a l e m s“ (La Gerusalemme liberata) nicht, weil er, wie man auch nach Goethes Schauspiel „Tasso“ anzunehmen geneigt ist, sich gegen die Schwester Alfonso II., die Prinzessin Eleonore, im Gefühlsüberichwange „erlaubt hatte, was ihm gefiel“, sondern weil er sich über den Herzog und dessen Höflinge, von denen er sich für beleidigt hielt, in wildem Zorne mit den maßloseten Worten geäußert hatte. Es hätte ihn ohne Frage eine schlimmere Strafe treffen können als diejenige im Spital der heiligen Anna festgehalten zu werden; allein sein Leben, das schon vorher ohne Richtung und Halt gewesen war, war von jener Zeit an eine einzige lange Kette vorgestellter und wirklicher, äußerer und seelischer Leiden, von denen ihn, kurz bevor er auf dem römischen Kapitel zum Dichter gekrönt wurde, in dem bescheidenen Kloster Sant' Onofrio in Rom der Tod erlöste (25. April 1595).

Das Spital der heiligen Anna wäre, wenn man dort nicht mit Kranken zusammen wohnen müßte, das angenehmste Gefängnis, das man sich wünschen könnte. Es ist ein altes, einstöckiges Klostergebäude mit blumenreichen Gärten

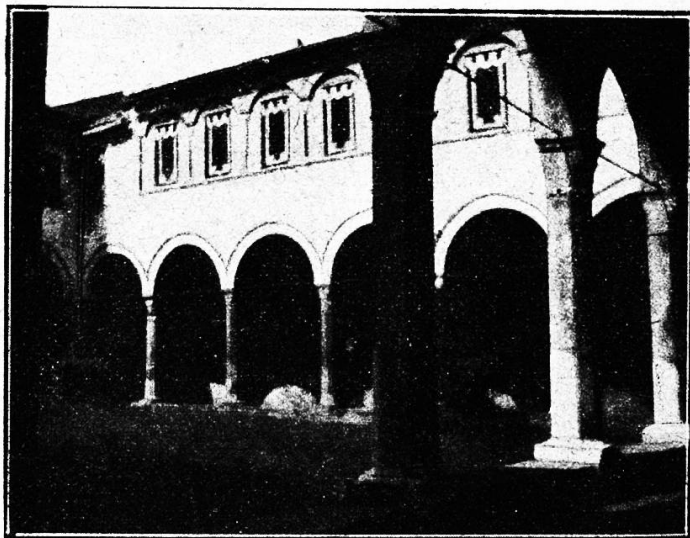


Das Kasteil (Seitenansicht) mit dem Savonarola-Denkmal.



Eingang zum Ospedale di Sant' Anna.

chen und Höfen, um welche dunkelschattige Arkaden und purpurfarbige Säulen idyllische Wandelgänge bilden und in denen um einen ebenfalls Jahrhunderte alten Ziehbrunnen Rosen, Oleanderbüsche und Geranien in überreicher Menge blühen — ein Ort, dessen weltabgeschiedene Lieblichkeit wie ein Bild aus einer heiteren Dichtung anmutet! Freilich mußte dem melancholischen Blick des vom Verfolgungswahn gepeinigten Dichters, dessen Leben ein ruheloses Wandern und Flüchten von Ort zu Ort gewesen war und der schon deshalb die Haft widerwilliger ertrug als ein anderer, der „lichteste“ Raum unerträglich vorkommen; auch wenn Tasso (was alle Wahrscheinlichkeit für sich hat!) das dunkle Kellerverließ, das einem als sein „Gefängnis“ gezeigt wird und in dessen Nebenräumen noch jetzt, wie schon damals zu Goethes Zeiten (1786) die Kohlen des Spitals aufbewahrt werden, n i e m a l s bewohnt hat! — Berühmte Namen späterer Besucher findet man in die rohe Holztüre und in die Wände eingekratzt. (Engländer haben deshalb große Stücke aus der Türe herausgeschnitten und weggeschleppt!) Das Durcheinander der Schriftzüge ist aber so verworren, daß es mir unmöglich war, auch nur einen Namen zu enträtseln! — Gerne trat ich aus dem finstern Gewölbe heraus ans Tageslicht und pflückte mir in den lichten Gärten des Klosters, zwischen deren Rosengebüsch sich die Urenkel der von Tasso besungenen Spitalkafen lustig herumtummelten und bald nach Schmetterlingen, bald nach den Zweigen, bald nach ihren Schwänzen haschten, eine Blume



Hof im Ospedale di Sant' Anna.

chen und Höfen, um welche dunkelschattige Arkaden und purpurfarbige Säulen idyllische Wandelgänge bilden und in denen um einen ebenfalls Jahrhunderte alten Ziehbrunnen Rosen, Oleanderbüsche und Geranien in überreicher Menge blühen — ein Ort, dessen weltabgeschiedene Lieblichkeit wie ein Bild aus einer heiteren Dichtung anmutet! Freilich mußte dem melancholischen Blick des vom Verfolgungswahn gepeinigten Dichters, dessen Leben ein ruheloses Wandern und Flüchten von Ort zu Ort gewesen war und der schon deshalb die Haft widerwilliger ertrug als ein anderer, der „lichteste“ Raum unerträglich vorkommen; auch wenn Tasso (was alle Wahrscheinlichkeit für sich hat!) das dunkle Kellerverließ, das einem als sein „Gefängnis“ gezeigt wird und in dessen Nebenräumen noch jetzt, wie schon damals zu Goethes Zeiten (1786) die Kohlen des Spitals aufbewahrt werden, n i e m a l s bewohnt hat! — Berühmte Namen späterer Besucher findet man in die rohe Holztüre und in die Wände eingekratzt. (Engländer haben deshalb große Stücke aus der Türe herausgeschnitten und weggeschleppt!) Das Durcheinander der Schriftzüge ist aber so verworren, daß es mir unmöglich war, auch nur einen Namen zu enträtseln! — Gerne trat ich aus dem finstern Gewölbe heraus ans Tageslicht und pflückte mir in den lichten Gärten des Klosters, zwischen deren Rosengebüsch sich die Urenkel der von Tasso besungenen Spitalkafen lustig herumtummelten und bald nach Schmetterlingen, bald nach den Zweigen, bald nach ihren Schwänzen haschten, eine Blume

zum Andenken an den Ort und an den Dichter, der von der Rose sang:

O siehe nur, wie hold die zarte Rose
Jungfräulich dort dem Knospengrün entsteigt:
Erst halb enthüllt und halb versteckt im Moose,
Und schöner nur, je minder sie sich zeigt!
Jetzt öffnet sie dem buhlenden Gefoße
Des Westes sich — sieh', wie ihr Haupt sich neigt!
Sie welkt, und war noch kaum zuvor das Sehnen
Von tausend Liebenden, von tausend Schönen!

So schwindet, ach, mit eines Tages Schwinden
Der flücht'gen Jugend schnell erblühtes Glück!
Des Maies Antlitz wirst du wiederfinden —
Der Jugend Blüte bringt kein Mai zurück!
So laßt uns denn am M o r g e n Kränze winden —
Wie bald entflieht der Sonne heit'rer Blick!
Brecht M m o r s Rosen; liebt, wenn Gegenliebe
Noch L o h n e n mag des Herzens süße Triebe! —

(Schluß folgt.)

Bettelvolk.

Von R. Kelterborn.

In den Märchen der Kinderwelt und im Drama des ernstesten Bühnendichters, sowie in den strafenden Worten des Propheten und Volksschullehrers ist der Bettelstab ein bedeutungsvolles Himmelszeichen. Wenn es keine Könige mehr gibt, Bettler wird es immer noch geben. In des Volkes Spruchweisheit ist der eine wie der andere reich bedacht; schon aus einer kleinen Anzahl solcher uralter Kernsäge läßt sich erkennen, wie man im guten und bösen Sinne über den Bettler dachte:

Wer sich des Bettels nicht schämt, nährt sich reichlich. —

Bettelbrot, teuer Brot. —

Bettelsack ist bodenlos. —

Betteln ist besser als stehlen. —

Wenn ein Bettler aufs Pferd kommt, kann ihm kein Teufel mehr voreilen. —

Wem der Bettelstab einmal in der Hand warm geworden, der tut nimmer gut zur Arbeit. —

Der Bettler feiert sechs Tage in der Woche und am siebenten sitzt er vor der Kirche. —